



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

(vom Verfasser der Briefe über Schwaben und Franken.): Die Männer der
Zeit. I. : Ludwig Feuerbach.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Männer der Zeit. *)

I.

Ludwig Feuerbach.

(Vom Verfasser der Briefe über Schwaben und Franken.)

Friedrich Strauss, Ludwig Feuerbach, Bruno Bauer und ihre Copula Arnold Ruge, der sie auf den Schild hob und der Welt als die Heilande und Retter von aller Gottseligkeit verkündet — welch ein satanisches Kleeblatt auf dem Stängel der deutschen Jahrbücher, welch eine infernalische Dreifaltigkeit um jene 3 Autoren! Es wird ein ewig denkwürdiges — Andere würden sagen, fluchwürdiges — Phänomen sein, wie von diesen Männern in diesen unsern Tagen der Leidenskessel der Theologie bis zum Rande gefüllt wurde. So mag der fromme Sinn sich entsetzen über die „Ruchlosigkeit,“ mit der jene theologischen Herostraten in fortschreitender Schärfe der eine erst den Christus, der andre die Evangelisten und „der ruchloseste von allen, Ludwig Feuerbach“ selbst die Religion nicht bloß in die Wüste des Begriffes, sondern in den Tod zu

*) Unter dieser Rubrik werden die Grenzboten eine Reihe von Charakteristiken unserer bedeutendsten Zeitgenossen dem Leser vorzuführen.

D. R.

schicken suchen; so mag die Wissenschaft die Augen öffnen und auf die Warte der Zeit und der Ewigkeit zugleich steigen, um die Spreu in die Winde fliegen, den Weizen in frischbebaute Erde keimen und reifen zu lassen.

Ich lasse Ihnen das Glauben und Wissen dieser Männer als vor andre Richterstühle gehörig hier zur Seite und gedenke der eigenthümlichen Stellung dieser drei Männer im Verhältniß zu ihren Volksstämmen. Strauß, der Schwabe mit seiner Innerlichkeit, seiner Urkraft, die mit einem Hiebe durch Reiter und durch Sattel bis tief in Pferdes Rücken schlug; Ludwig Feuerbach, der Franke, der zornesschnaubend und gewandt auch das Pferd durchhieb; und Bruno Bauer, der eilig vollends über die Leiche sich hermachte. Der Gewichtigste und Gewaltigste ist ohne Widerrede Strauß, darum hat er auch zuerst durchgeschlagen; der lebendigste, originellste und genialste ist Feuerbach, darum hat er auch am wenigsten Anhänger. Der abstracteste, in seiner Leerheit und Eitelkeit tollste ist nach Allem Hengstenberg's Schüler und einstiger Liebling, der norddeutsche Bauer. Es lag im Plane der Briefe über Schwaben und Franken, in ihrem Verfolge Ludwig Feuerbach ebenso als Ausdruck des etwaigen wissenschaftlichen, des philosophischen Berufes und Triebes im fränkischen Stamme darzustellen, wie Strauß als Repräsentanten des wissenschaftlichen schwäbischen Geistes. Seitdem ist Feuerbach's Name erst recht bekannt, berühmt und berüchtigt geworden, ich folge um so lieber Ihrer Einladung, über ihn Einiges mitzutheilen, als namentlich durch den verstorbenen Gans verschiedentlich Unrichtiges, besonders in der berliner gelehrten Welt über ihn in Umlauf gekommen ist. Wenn Einer zwar von den bösen Dreien sich in seinen Schriften ganz wie er selber ist, ganz spliternackt, ganz bis in's Innerste durchsichtig darstellt, so ist es Feuerbach. Aber je mehr dies der Fall ist, desto näher legt sich endlich das Bedürfnis, das geistige Bild von dem Manne durch das leibliche und persönliche zu ergänzen oder zu berichtigen. Gerade diese Art, wie sich das Persönliche und Sachliche so vollkommen deckt und das Eine nur Ausdruck und Widerschein des Andern ist, rechne ich zur ganz besondern Eigenthümlichkeit des fränkischen Wesens. Auch der Schwabe lebt ganz in der Sache, und so sehr, daß er sich kaum in leichten Augenblicken von dem Grunde seines Innern losbrechen kann. Aber je tiefer in

ihm die Mächte seines geistigen Bestehens weben, je entschiedener der ganze, volle Mensch in diesem Gehalte steckt, desto mehr versteckt er sich dem Auge, desto befremdlicher ist seine äußere Erscheinung. Wer fand in dem Heros des ehernen Gedankens, in dem Hegel der Logik den Mann wieder, der an so platten Späßchen, faden Klatschen, leeren Spielen des Augenblicks sich so kindlich erfreuen konnte? Sicher, dem Schwaben sehen Sie es nie und nimmer am Gesichte ab, was hinter ihm steckt, und der Mensch und der Denker, der Gesellschafter und der Dichter, der Mann der Feder und der Zunge sind oft bis zum Räthsel verschieden. — Nicht so der Franke. Aeußeres, Inneres, oder wie man den Gegensatz des menschlichen Wesens sonst bestimmen mag, ist in lebendigerem Verkehr und Wechsel. Alle Mächte seines Daseins sind in bewegterem Flusse in und zu einander. Die funkelnden Edelsteine, welche in dem schwäbischen Urgebirge vereinzelt, in sich und in ihren Ort gefest, der Hebung, des Schlifses und der Fassung harren, sind hier vom Hause aus bereits zu leichtem, heiterem Farben- und Gestaltenspiel an den Faden eines sinnlich und geistig erfüllten, zwischen Aeußerem und Innerem harmonisch getheilten Lebens aufgereiht. So war Göthe, der Mann der Ewigkeit, immer ganz und voll der Mann des Augenblicks, sein Wirken und Wesen ging stets in einander auf und jedes Werk war er selbst, ein Stück, eine Epoche seines immer in sich gerundeten und so in fertigen Gebilden verlaufenden Lebens. Sagte Hegel: was der Mensch thut, das ist er, so war bei ihm die Wahrheit eine philosophische Abstraction; spricht Strauß es ihm nach, so ist es auch bei ihm und in Bezug auf ihn mehr Gedanke, als eine Thatsache. Wer ahnte in dem Verfasser des Lebens Jesu den Verfasser der zwei friedlichen Blätter, den Freund Justinus Kerner's, des gemüthvollsten Dichters, den Mann der Mystik, der Poesie, der Fantasie und — des Gemüthes? Es liegt der unerbittlichen Härte, der kalten, eisernen Strenge des schwäbischen Genius eine unerschloßne Tiefe der Seele, des Gefühls und Gemüthes zu Grunde, daß, in ihr gegründet, ein solches Wesen furchtlos und treu gleich jenem Gottbegnadenen mit allen Himmelsmächten ringt und sie nicht läßt, sie segnen ihn denn.

So gibt der Schwabe immer, was er kann, und wollte er nur immer, was er kann; der Franke, was er ist, er ist aber in jedem

Augenblicke Etwas und etwas Neues; der nördlichere Genius, was er hat — er ist aber eifrig und emsig genug, um in jedem Momente neue Schätze einzusammeln und neue Mittel zu erwerben.

Feuerbach's Bücher, Gedanken, Sätze und Ansichten sind demnach er selber. Nur an und aus sich selber hat er gefunden, was er schon früher in einer fast unbekannt gebliebenen Schrift aussprach. „Das, was dem Menschen Tag und Nacht keine Ruhe läßt, was ihm nie aus dem Herzen kommt, worüber er seinen Abend- und Morgensegen zu beten vergißt . . . Das, was ihn sein ganzes Leben an der Nase herumführt, was ihn mit unwiderstehlicher Macht an sich fesselt, was ihn so gewaltsam zusammenknebelt, daß er keinen freien Athemzug mehr thun kann . . . das, — und wäre dieses Das auch nur die Summe von hundert Dukaten oder eine neue Conjectur im Eutropius, oder die Erfindung einer neuen Stiefelwichse, oder ein Ordensbändchen mit dem Wörtchen: Von — das nur und sonst auch nicht ein Haar breit mehr ist die Seele des Menschen.“ — „Die Seele des Menschen ist das, was er als das Wahre und Höchste in sich erkennt und erfährt, was seine Art, die Dinge zu beurtheilen, zu sein, zu leben, und zu wirken, bestimmt.“ Dies eine Stelle aus seiner Schrift: „der Schriftsteller und der Mensch, eine Reihe humoristisch-philosophischer Aphorismen“ — worin er eben sein Wesen: die Einheit seines Menschen — und Schriftstellerthums in seiner Weise auseinanderlegte.

Und wie fassen wir nun den Menschen in dem Schriftsteller? Man hat Feuerbach verschiedentlich als Schüler Hegel's begrüßt und verdammt, man sieht in ihm den leiblichen Sohn des atheïstischen Vaters. Allein wenn Jemand von Mutter Leib an nicht dazu geeignet war, in der Hegel'schen Schule zu sterben — in der Schule aber leben, ewig die dürre Weide des trocknen Begriffs abgrasen, heißt doch mindestens so viel als sterben, ja ein nur fremdes Leben ist weniger und daher schrecklicher als Sterben — so war Feuerbach es, der am Ersten den trocknen Staub der Schulbank von den Füßen schütteln mußte. Sagt er darum doch selber: „Ich unterscheide mich von Hegel, daß ich als Mensch, als purer, blanker Mensch lebe, denke und schreibe.“ Nach Hegel gehört zum wahren Menschen die Philosophie und zu dieser das bloße Denken, aber für Feuerbach gehört

zum Menschen und zum Philosophen nicht bloß der actus purus des Denkens, sondern auch der actus impurus, aber mixtus der Leidenschaft, der sinnlichen Receptivität. Ihm ist die Philosophie „nicht Professoren-Angelegenheit, sondern Sache des Menschen, des ganzen freien Menschen“ — der vor Allem nicht in das Geschlecht der Wiederkäufer gehört.

Feuerbach saß in Berlin zu Hegel's Füßen, von ihm erfüllt ging er von der Theologie zur Philosophie über. Aber Berlin, die berliner Philosophie und das berliner Weißbier war nicht für ihn; er verdarb sich den Magen daran, ja er kehrte halb schwind-süchtig in sein heimisches Ansbach zurück, wo sein Vater, der berühmte Criminalist, der das Abbitten vor dem Bilde des Königs Ludwig von Baiern erfunden, in wichtiger Stellung fungirte. — Es galt nun, von dem Rausche der Speculation dieser „betrunkenen Philosophie“ sich zu ernütern und aus den metaphysischen Wolken wieder festen Fuß auf Gottes reicher Erde zu fassen, aus der Zirbeldrüse wieder herab in's lebendige Herz zu steigen. Erlangen, wo er als Privatdocent auftrat, diese mit Recht berücksichtigte „Geistessteppe,“ konnte ihm nicht das geeignete Klima zum Gelingen geben. Er fand keine Zuhörer und ging. Das nahe Nürnberg gab dem unruhig wühlenden und gährenden Geiste wenigstens ein heitergenüßliches Volksleben, eine alterthümliche, in sich einheitsvolle, harmlose Stadt, eine alte Bibliothek und köstliche Bände in Schweinsleder auf dem prächtigen Trödelmarkt. Das war seine Lust, darin zu suchen und zu naschen, was seinen Grillen, seinen Trieben und Gelüsten schmeckte. Er vergrub sich gleich dem gespenstigen Professor Daumer, seinem Freunde, in die aufgespeicherten Lieblinge und legte hier den Grund zu der seltsamen, fast abentheuerlichen, recht Jean-Paulischen Gelehrsamkeit, der mehr eine Curiositätensucht als eine wissenschaftliche Richtung zu Grunde lag.

Wie es in ihm glühte, kochte und gährte, damals, zeigt auf höchst interessante Weise seine Erstlingschrift, die, von einem Freunde und anonym herausgegeben, er selbst eine in jeder Beziehung namenlose nennt und wenigstens in der vorliegenden Form nicht als die seinige anerkennt. Jugendlichlicher Uebermuth und ungezügelter Leidenschaft des Gedankens und Wortes überstürzt sich fast in diesen „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit.“ Der Fluch der gesammten

Klerisei, wie er sich ausdrückt, lastete eine Zeitlang darauf, es wurde confiscirt, später erst wieder freigegeben.

Noch fehlte es ihm an einem festen Grund und Boden unter sich; die Stadtluft war ihm einmal zuwider. So suchte und fand er denn einen Ort*) ländlicher Muse, von ganz vortrefflicher Qualität. „Reine, gesunde Luft weht hier, aber wie wichtig ist für das wichtigste Organ des Menschen, das Denkorgan, die reine, frische Luft! Die speculative Philosophie Deutschlands, wie sie sich bisher entwickelt hat, ist ein Beispiel von den schädlichen Einflüssen der verpesteten Stadtluft. Wer kann leugnen, daß ihr Denkorgan, namentlich in Hegel, vortrefflich organisirt war, aber wer auch übersehen, daß die Funktion des Central-Organ von den Sinnenfunktionen zu sehr abgesondert, daß namentlich der Kanal bei ihm verstopft war, durch welchen die Natur ihren heilbringenden Odem uns zuströmt? Ich selbst weiß es aus Erfahrung. Stets dachte ich frei und hell; aber ich hatte doch immer Anflug von Schnupfen, der den Zutrang der freien Naturluft hemmte. O, vortrefflich ist der status naturalis für den Denker! Wie vielen Illusionen der Menschheit bin ich erst hier auf die Spur gekommen! Und wie viele Lücken meines Wissens habe ich in silentio ausgefüllt! wie viele werde ich noch ausfüllen! — Gut, daß Du kein Herrenmeister bist — schrieb er**) seinem Freunde Kiedel auf die Skizze in dem Gutzkow'schen Jahrbuch der Literatur hin, worin Kiedel einige Worte über Feuerbach und Daumer mittheilte, und für erstern bedauerte, daß er in abgelegenen Orte, wo er aller fremden Anregung entbehre, dem Kreise des Lebens und der Bewegung entzogen werde, verkümmern müsse, so daß es gar sehr zu wünschen wäre, er träte recht bald in eine bestimmte Wirksamkeit ein. — „Deine Wünsche könnten mich sonst in dem, mir wenigstens noch mehrere Jahre unentbehrlichen Frieden meiner sehr verschiedenartigen Studien stören und auch einem Boden entziehen, wo ich mich geistig und leiblich wohler, als je, unendlich wohler befinde, als an irgend einer Universität, wo außer dem Kartoffelbau der Brodwissenschaften nur noch die fromme Schafszucht im Flor ist.“

*) Auf dem Gute eines Freundes, dessen Schwägerin er heirathete, in Bruckberg bei Ansbach.

**) Im Athenäum für Wissenschaft, Kunst und Leben. Nürnberg, März 1830. pag. 52.

Gewiß, Feuerbach's Schriften riechen viel nach der Literatur des Trödelmarkts, seine Gelehrsamkeit erinnert an die verlegenen Winkel alter Bibliotheken, seine Studien gehen häufig mehr aus dem Zufall, der ihm ein interessantes Buch in die Hände brachte, und der Liebhaberei, welche an dieser oder jener Absonderlichkeit gerade ihre Freude hat, als aus bestimmtem Zweck im Interesse objectiver Entwicklungen hervor. Seine Gelehrsamkeit ist mit einem Wort eine ganz subjective. Wie ganz anders stellt sich Strauß in seinen Werken dar: Alles gründlich in streng historischer Folge und nothwendiger Entwicklung, die Gelehrsamkeit nicht um ihrer selbst, d. h. nicht um des Subjects willen, sondern streng im Dienste der Sache und des vorgesezten Zweckes. Gegen die ernste Objectivität des Strauß'schen, die charaktervolle Subjectivität des Feuerbach'schen Wissens ist B. Bauer's gelehrtes Material ein hastig und kunterbunt zusammengerafftes, heute im Dienste Hengstenberg's, morgen im Interesse Hegel's, übermorgen als Specimen für das Narrenhaus.

Hätte Feuerbach den Willen und Beruf gehabt, innerhalb der bestehenden Entwicklung in herkömmlicher Weise zu studiren, zu lehren und zu schreiben, so würden freilich diese Sonderbarkeiten sich hübsch abgeschliffen, die Herbigkeiten sich geglättet, diese Eigenthümlichkeiten sich bestens in den bestehenden Gang und Zug gefügt haben. Allein dann wäre es eben auch um ihn geschehen gewesen. Moses bereitete sich auf seinen Beruf in der Wüste vor, die Propheten lebten in der Einsamkeit, Johannes predigte in der Wüste, Christus ging, ehe er auftrat, in die Wüste; Augustin, Luther, fast könnte man auch sagen Strauß, rüsteten sich in der Einsamkeit und im Kloster zu dem Geschäfte ihres Lebens. — Und wer es an sich selber erfahren hat! Wie will Einer aus dem in eiserne Bande gefügten Systeme der Hegel'schen Philosophie kommen, wie will er den Zauberbann lösen, womit sein Ich, sein Bewußtsein und Willen verschlungen wird in fremde Gedankenmächte, wenn er nicht irgend wie fern von dem, alles Erfassbare in seine Strudel ziehenden Mäderwerk dieser Dialektik, in anderer Luft und Umgebung seine Quarantäne halten kann? Wollte Feuerbach nicht wie so Viele entweder an Hegel oder am Rückfall von Hegel zur Unfreiheit zu Grunde gehen, wollte er seine Eigenheit und Originalität erhalten und bewahren, so mußte er nach Bruckberg ziehen. Und er mag

das nicht ein widriges, sondern ein günstiges Lebensgeschick nennen lassen und seinem Genius es danken, daß er ihn auf diesen Boden versetzt hat.

Ich meinerseits glaube zwar, daß Feuerbach trotz seinem Bruckberg nicht in die Reihe jener Reformatoren zu stellen sein wird. In seiner Einsamkeit ist er gar zu vielen „Illusionen der Menschheit auf die Spur gekommen“ und so tief er durch den Wust der Geschichte und Alltäglichkeit in das lebendige Herz hinuntergegraben, so hat er doch nicht die Stelle gefunden, wo der Quell eines neuen Lebens selber hervorspringen muß; so sehr er gefunden und gezeigt, wie das gesunde und lebendige Herz im Busen schlägt, so hat er doch nicht gesehen und geoffenbart, was der Inhalt ist, der in diesem Herzen weben soll, wenn es nicht der pure, natürliche, ich sage nicht thierische, wie brutaler Mißverstand Feuerbach's Naturalismus deutet, aber doch bloß physiologische Herzschlag sein und bleiben soll. Einsam, mit Weib und Kind, mit dem theilnehmenden Freunde, mit der Bibliothek und dem Klavier, mit gutem Bier und gesunder Luft, im freundlichen Garten von schöner Natur umgeben, braucht Einer freilich dieß und Zenes und manches Andre nicht, ohne das die Gesellschaft nicht bestehen kann, am allermeisten kann er Staat und Kirche entbehren, und Religion, Kunst, Wissenschaft mag in einem lediglich subjectiven Cultus des Geistes und des Herzens aufgehen. Allein die Menschheit, die Gesellschaft muß zu ihrer Einigung und Erhaltung einen objectiven Inhalt haben, an dem sie Norm und Halt des Bestehens finde. Wer keinen solchen Inhalt zu bieten weiß, mag auf ihn hinweisen, ihn bedeuten selbst, aber Reformator selber ist er nicht.

Und solche Bedeutung möchte ich allerdings unserem Helden zuerkennen. In der auf's Häßlichste gesteigerten Unnatur und Verzwicktheit aller unserer öffentlichen und privaten Verhältnisse, in der Künstlichkeit aller Bildung, in dem allgemeinen Marasmus, der sich unserer Tage bemächtigt, in der Dürre der Theorie, die man durch Anschauen des Baumes des materiellen Lebens sich verquicken will, dessen goldne Äpfel doch in sich voll Würmer sind, in der Trostlosigkeit des Systemes, in der trostlosern Aussicht auf den industriellen Materialismus, der Nachbarländer auf die schwindliche Höhe geschneilt, von der herab sie nur fallen können — in diesem

verkommenen, verkümmerten Dasein, wie es trotz allem Selbstbetrug heute uns umfängt, — was will da Gutes kommen, wenn es nicht aus dem reinen Brunnen der ewig jungen Natur entgegenquillt, wenn man nicht wieder in die eigne Tiefe steigen und einen neuen Menschen anziehen will? Wollen! Können! Ach, vielleicht kann die altgewordene Menschheit nicht mehr jung werden wollen. Nicht das Einfache, Ursprüngliche, Natürliche, nur das Uebernatürliche, Uebermenschliche, der Finger Gottes, der wieder einmal den Befehl am Firmament ausstreckt, womit er den Staub und Schmutz von seiner armen Menschheit abkehre, — nur das kann aus dem Juge in die Unnatur, in die Entmenschlichung, in das Verderben retten.

Feuerbach wird allein bleiben, sein Wort wird wie die Stimme eines Predigers in der Wüste verhallen. Er freilich blickt mit seinem am Grün der Bäume erfrischten, am kühlen Bergquell gestärkten und erhellten Auge leichter, freier, hoffnungreicher in die Zeit, als wir, denen Stadt- und Kathederluft frei aufzuathmen verwehrt. Könnte die Herbigkeit, der feurige Eifer, das raketenmäßige Ungeßüm ihn „auf die schwarze Tafel der Unzufriedenen und Zerissnen hinzeichnen,“ und in ihm eine geheime Lust am Schmerz, einen Trieb zur Selbsterstörung und Selbstverbrennung sehen lassen, so müssen wir ihn wiederum nur selber hören.

Ja, der allgemeine Schmerz der einer bessern Zukunft sich bewußten Gegenwart, oder der Schmerz der Unzufriedenheit mit sich selbst, der alle strebenden Geister rasilos vorwärts treibt, oder der Schmerz der Erfahrung, daß Verstand nur vor den Jahren kommt, oder der ethische Schmerz des Bewußtseins, daß wir im Leben immer hinter unsrer Erkenntniß zurückbleiben — diesen Schmerz hat und fühlt auch er in seinem tiefsten Innern. Aber nicht auf Zerrissenheit und Lust am Schmerz darf es gedeutet werden, wenn wir in seine Gedanken über Unsterblichkeit folgende Verse eingelegt finden:

Wenn Dir im Rücken dieser Zeit
 Auflauerte Unsterblichkeit,
 So wärst du schon als Kind ein Greis,
 Dein Herz schlich hin in mattem Gleis.
 Du wärest hier schon farbenbleich,
 Dein Herz ein abgeschmackter Teig;
 Der Ewigkeiten Ueberfluß

Ohn' Todesgränz und Hindernuß
 Hätt' alle Kraft Dir ausgespült,
 Die Dualität hinweggewühlt.
 Der Himmel dann, die Erde hier,
 Das schönste Jenseits wär' sie Dir.
 Du würdest die Unsterblichkeit
 Gern geben hin für diese Zeit,
 Und aus dem leid'gen Engelsstand
 Dich sehnen in des Todes Land,
 Um wieder auf dieser Erden
 Ein liebender Mensch zu werden.
 Denn hier ist ja das schönste Land,
 Ein Mensch zu sein, der höchste Stand,
 Nur wo es Kampf und Leiden gibt,
 Und Schmerz der Seele Helling trübt,
 Da ist mein wahres Vaterland,
 Schmerz ist des Geistes Unterspand.
 Es mögen feige Pfaffen
 In's Jenseits sich vergaffen!
 Mir bleibe nur mein Schmerz,
 Mein liebend heißes Herz,
 Und wollten Alle himmlisch sein,
 Und gingen in die Himmel ein,
 — Was aber ich nicht glauben kann,
 Es gibt noch manchen tapfern Mann —
 Ich bliebe draußen stehen,
 Ich möcht hinein nicht gehen,
 Und bäte mir zu meinem Haus
 Die alten Schmerzen wieder aus,
 Die sollen wieder in mir brennen,
 Von ihnen kann ich mich nicht trennen.
 Schmerz ist ja nicht ein einzelner Theil,
 Getrennt von ihm der Seele Heil,
 Ganz bin ich Drang, ganz bin ich Schmerz,
 Ich will nicht unter, noch oberwärts.
 Der Schmerz eint Himmel und Hölle
 In seines Grundes Sonnenhelle.

O Niobe! O Niobe!
 Auf ewig Stein! O weh! O weh!
 Ein Stein fürwahr, der ewig weint,
 Hat Menschheit mehr in sich vereint,
 Als aller Engel durst'ge Schaar,
 In denen Sünd' und Schmerz ist gar.
 Drum wär' ich lieber solcher Stein,
 Als bei den Engeln in Himmelschein.

Alles dies sagte Feuerbach in dem seltsamen Buche bloß gegen die Vorstellung der ewigen Himmelsfreuden, wo er bei ewig Psaltern und Harfen nur Langweile absehen kann. Das Leben, das menschliche Leben als solches, wie es in Lust und Schmerz getheilt ist, die Freude, welche auf dem Boden der Trauer gründet und die Trauer, welche sich in Bonne verklärt, das ist sein wahres Leben, sein einziges. Zwei Leben hintereinander sind ihm unerträglich, noch mehr als unbegreiflich.

Du kannst nur Einmal sein,
 Ergib Dich willig drein.
 Einmal ist alles Wahre nur,
 Einmal der Geist, Einmal Natur.

— — — — —
 Dem, was sich zählen, theilen läßt,
 Ist aller Geist schon ausgepreßt.
 Das Müde, Welke, schlappig Weiche,
 Der Schlaf, der Tod, schwindfücht'ge Bleiche,
 Der aufgewärmte Kohl, der Brei,
 Das abgeschmackte Einerlei,
 Die ungesalznen Judenmagen,
 Mondsucht, sentimentale Fragen,
 Kopfhängerei, ohnmächt'ges Sehnen,
 Pietisterei, langweil'ges Gähnen,
 Die Wassersuppen, eselsgrau,
 Der Mysticismus bleich und flau,
 Geschwulst, Erbrechen, Ueberdruß,
 Krankheit und eiternder Ueberfluß,
 Dies Wesen ohne Trieb und Kraft,
 Dhn' Wesen, Farbe, Leben, Saft,

Dies Wesen nur aus Dunst und Brei
 Kommt aus dem Zweimal Eins ist Zwei.
 Die Zahl ist nur des Todes Grund.
 Einmal ist Leben, ist gesund.
 Der Geist läßt sich nicht repetiren,
 Nicht zählen und nicht dupliciren.
 Das Leben selber ist schon Geist,
 Drum alle Zahl es von sich weist.

Im Einmal endet Zahl und Zeit,

Drum ist das Einmal Ewigkeit.

Dieses Einmal Eins, das sein innerster Kern ist, schied Feuerbach auch von dem Systeme, das den Geist nicht bloß duplicirt, sondern in triplicirender Dialektik ewig um die Axe der Logik kreisen läßt. Mit dem Gesetze der Triplicität kam das System ihm nicht vom Flecke, diese bloß um sich rotirende Bewegung erregte ihm Schwindel, drum nannte er es eine „betrunkene Philosophie“ darum ließ er es. Das Einfache, das Ganze, das Ungetheilte ist seine Liebe. „Ich schätze z. B.“ so spricht er sich selber aus, „die entschiedenen Wassergeschöpfe, die Gräthen und Knorpelfische höher als die Klasse der Reptilien, sowohl unter Thieren als Menschen, nur weil ihr Leben ein zerrissenes ist, obwohl höher organisirtes. Oft hat's mich wohl schon, wie den Fischer in der Götheschen Ballade, zu dem stummen Fischlein in sein klares Element hinabgezogen, aber nie, nie bin ich in Versuchung noch gekommen, die windbeuteligen Blaskälge der Batrachier (der Frösche, Kröten u.) oder die zweizüngigen Klapperschlangen, Nattern und Eidechsen um die Vorzüge ihrer Organisation vor der Klasse der Gräthen und Knorpelfische zu beneiden. Nein! mir ist das Fischlein, das in seinem Elemente bleibt, lieber als die Kröte, die denselben Boden mit den Menschen theilt, und doch ihrem Ursprung und Wesen nach dem Moraste angehört, lieber der Gimpel mit seinem eintönigen, aber eigenen, natürlichen Sang, als der Papagei, der fremde Worte plappert, lieber der Esel, der nicht mehr als ein Esel sein will, denn der Affe, welcher über das Thier hinaus will und doch zur Bestie verdammt ist. Und diesem innern Gefühl und Sinn für das Ungetheilte, mit sich Einige, stimmen alle meine Sinne, selbst bis in's kleinste Detail hinein, bei. Meine

Augen lieben mehr die Blumen und Pflanzen mit ganzen, als mit zerschlizten und zerrissenen Blättern; ihre Lieblingsblumen gehören sogar nicht zu den Di- sondern zu den Monocotyledonen. Meine Hände klatschen diesem Urtheil meiner Augen Beifall zu: lieber umfassen sie den geraden, einfachen Stamm einer orientalischen Palme, als den buckligen, getheilten, brüchigen Stamm eines zwielappigen, christlich-germanischen Gewächses. Selbst mein Nervus olfactorius ist Monothest: er huldigt zwar auf dem Gebiete der fortschreitenden Cultur dem Pariser (scilicet Schnupftabak) aber auf dem Gebiete der Natur geht ihm nichts über den lieblichen Geruch der Maiblume, die zu den Monocotyledonen gerechnet wird. Mein Geschmack ist zwar pikant, Freund des Sauren, Bittern, Salzigen, aber eben deswegen ein entschiedener Antipode aller widernatürlichen Composition: er verwirft sogar allgemeyne beliebte Vermischungen, wie die des Kaffees mit Zucker und Kuhmilch, nur um den Kaffee in seiner vollen Originalität und Integrität zu lassen, den Text der Natur nicht durch fremdartige Ingredienzien zu interpoliren. Meine Ohren endlich beleidigt weit weniger ein Esel, der spricht wie ein Mensch, als ein Mensch der denkt wie ein Esel, um den Widerspruch des supranaturalistischen Esels Bileam's durch unvernünftige Gründe mit der Vernunft in Harmonie zu setzen. Nun mache man die Rechnung, nur nicht ohne den Wirth. Zwei Zeugen gelten vor Gericht, und den alten indischen Weisen galt selbst ein einziger Sinn, der Geschmack des Menschen, für ein hinreichendes testimonium morum. Ich habe nicht weniger als 5, sage fünf Zeugen für mich, nicht weniger als 5, sage fünf Sinne auf meiner Seite. Was kann man mehr verlangen?"

Ja, was kann man mehr verlangen zu Einem ganzen, völligen Menschen, der gesund durch und durch, frisch und kräftig, nicht wie gewisse Leute in Frack und Cravatte von Naturwüchsigkeit sprechen, um damit der unter der feinen Wäsche nistenden Lüderlichkeit einen leidlichen Namen zu geben, sondern in seiner puren blanken Menschheit ein wahrhaft sittliches Pathos, eine ernste ethische Grundstimmung und Bestrebung hat? Fast man so seine Ungeberdigkeiten gegen Religion und Christenthum, so werden sie in der Erklärung eine gewisse Entschuldigung finden. In dieser frischen Natürlichkeit

ist ihm das Uebernatürliche so unnatürlich, als das Uebermenschliche unmenschlich ist. Er braucht, er begreift es nicht, will es nicht und will es nicht dulden. Aber all dieser Sturm und Hohn gegen religiöses und sittliches, trivial und matt gewordenes Bestehen beruht auf einer kernhaften Natürlichkeit, welche an der Begeisterung, Tiefe und Kräftigkeit des ersten christlichen Bewußtseins sich begeistert, während sie das heutige Maulchristenthum, die schaaale Pietisterei, das platte Dogmatistiren, die Saft- und Kraftlosigkeit des modernen religiösen Geistes ihrer gesunden Natur zuwider, zum Ekel findet, wie alles Schlappe, Zwieschlächtige und Abgestandene. Wenn er darum lieber gar keine Religion als die der Stunden der Andachten, der Witschelschen Morgen- und Abendopfer, der Tractätchen und Pietisten will, so muß man es wenigstens einer solchen Natur homogen und am Ende auch zu gut halten, wenn man anders den gesunden, tiefen, sittlichen Kern in dem seltsamen Manne anzuerkennen fähig ist.

Feuerbach's Naturalismus geht eben so sehr gegen den pietistischer christlichen Spiritualismus, als gegen den industriellen Materialismus, denen beiden man uns in den Rücken werfen will. Will er tüchtige Sinne und gesunden Sinnengenuß für den rechten Menschen, so will er ebenso warmes, frisches Herz und einen hellen, energischen Kopf. Er will den ganzen Menschen, nicht den thierischen für sich, wie der Materialismus, nicht den geistigen für sich, wie der Spiritualismus, sondern Leib, Seele und Geist in Einem, harmonisch, lebendig, kräftig, ganz und gar, wie er sich selber kennt und hat.

So haben ihn von dem gewöhnlichen, falsch verstandenen, glatt getretenen Christenthum unserer Zeit, wie von der Zeitphilosophie eben diese seine herrlichen 5 Sinne zugleich hinweggewiesen. Die „verzwickte, untergeordnete Stellung, welche die Hegelsche Philosophie der Natur gibt“, trieb ihn aus der dumpfen Stubenluft des Systems, er mußte von Anfang dagegen, wenn auch sich selbst noch nicht genug bewußt, gegen die Lehre protestiren, welche in der Natur oder Sinnlichkeit nur das Anders- oder Außerichsein des Geistes erblickt, werde sie auf dem Katheder oder auf der Kanzel verkündigt.

Vermiſte er aber in der speculativen Philosophie das Element der Empirie, so vermiste er nicht minder in der herkömmlichen Em-

pirie die Speculation. Wollte er sich an der Natur von dem systematischen Rausche ernüchtern, so wollte er in ihrem frischen Wasserbade sich auch innerliche Lebenskraft schöpfen; wollte er den Geist in die Natur versenken, so sollte es sein, nicht um sich darin zu entgeisten, sondern umgekehrt, um darin die Wasser des Lebens zu trinken, um sich an ihr zu begeistern. Das Innere in Natur und Menschen zog ihn an sich, in der Vertiefung und Versenkung in das Wesen, den Kern, die ursprünglichen Elemente des natürlichen und menschlichen Daseins hatte er seinen Cultus; dieses innerste Wesen, in dem die Pulse alles Lebens schlagen, aus dem die Keime alles Gedeihens sprießen, ward sein Gott. „Das Wesen des Menschen ist sein Gott!“ das liegt ja nahe genug dem Sage: Gott ist das Wesen des Menschen; Gott hat es geschaffen und erhält es: also ist er es. So soll nur Feuerbach das Wesen des Menschen sich und uns nur immer klarer und reiner darlegen, soll ganz in seine Tiefe graben; der Gott, dessen Wert dieses Wesen ist, wird dann um so klarer sich vor unser Geistesauge stellen. Tüchtige psychologische Betrachtung ist es in der That, welche dem in der Speculation verflüchtigten Glauben und Gott wieder eine feste Basis in unserem Herzen zu geben im Stande wäre. Sofern Feuerbach in die Tiefen der Seele blickt, um das Wesen des Menschen zu erforschen, arbeitet er im Dienste der Religion und Gottes, mag er es auch noch so wenig wollen.

Nur daß man Feuerbach um seiner Cynismen, seiner Splitternacktheit und Natürlichkeit willen nicht mit einem bloß sinnlichen, geistlosen Materialismus und Naturalismus zusammenkopple! Von dieser Flachheit und Leerheit ist er ewig weit entfernt. Als Ludwig F. das Gymnasium verließ, war er auf dem Wege, ein Pietist zu werden oder, wie man in Franken die Pietisten heißt, Mystiker. Augustin's Schriften zogen ihn besonders an und mit ganzem Herzen ergab er sich anfangs in Heidelberg der Theologie. Noch heute ist er für die alten Mystiker begeistert, die er sogar in seinem blinden Haß gegen alles theologisch-religiöse Gebiet der Bibel, dem Buche der Bücher, vor dessen Tiefe und Unergründlichkeit er sonst hinlänglich Ehrfurcht hegt, vorzuziehen sich die Miene gibt und wohl auch in den Kopf setzt. Dieser Zug in die geheimnißvollen Tiefen des Lebens, dieser Trieb in das schlagende Herz der Natur

adelt seinen Naturalismus und gibt ihm diesen Schwung, diesen in seiner Art heiligen, reinen Feuereifer für das unmittelbare Körper- und Geistesleben. Ein energischer Trieb des Erkennens, eine scharfe Anschauungs- und Auffassungsgabe, unterstützt durch ausgebreitete philosophische und insbesondere naturwissenschaftliche Kenntnisse, befähigen ihn, in seiner Art den Geist in der Natur und die Natur im Geiste zu erkennen und erkennen zu lassen.

Aber diese seine Art, den reinen Gedanken und die positive empirische Anschauung zu vermitteln, ist eine für klare wissenschaftliche Entwicklungen und Resultate unzulängliche. Janusartig immer gegen zwei Feinde sich kehrend, gegen das nur Speculative und gegen das nur Empirische kann er keinen Augenblick in ruhiger Betrachtung und Entfaltung verweilen: eine Seite, ein Begriff, eine Anspielung, ein Wort kommt zum Vorschein, das zu speculativ oder zu empirisch lauten könnte, gleich muß die andere Seite hervorgekehrt werden. Daher ein ewiges Abspringen und Abbrechen von Einem auf das Andere, von dem Gedanken zum Bild, von dem Begriff zur Sache, vom Satz zum Gegensatz. Dieß nimmt die Ruhe und Stetigkeit zwingender Entwicklung. Der Leser findet so wenig als der Verfasser einen Ruhepunkt, es ist ein stetiges Gähren und Sprudeln, und wenn wir dem auf die entgegenstehende Seite hineinbrausenden Gluthbach der Gedanken und Wize folgen, faust und zischt es uns in den Ohren nicht anders, als „wie wenn Feuer und Wasser sich mischte.“

Diese Art zu denken und zu produciren ist bei Feuerbach weder eine künstlich-forcirte Genialitätsucht, wie etwa Br. Bauer sie anstrebt, noch ein bewußtloses, blindes Sichgehenlassen, wie es sonst erscheinen könnte. Er thut das mit klarstem Bewußtsein, so daß er diese Art, den Stoff zu behandeln, sich selber zur Aufgabe und zum schriftstellerischen Verufe macht. Er will damit auch einleuchtender, in die Augen springender, rascher und leichter auf den Leser wirken. Er nennt es seine Methode, das Hohe stets mit dem scheinbar Gemeinen, das Fernste mit dem Nächsten, das Abstracte mit dem Concreten, das Speculative mit dem Empirischen, die Philosophie mit dem Leben zu verbinden; sie soll das Allgemeine im Besondern darstellen, versenkt in das Element der Sinnlichkeit, aber so, daß der Gedanke auch mitten im Freudentaumel der Jan-

tasse nicht die Besinnung, die Geistesgegenwart verliert, vielmehr mitten im Außerlichsein der Sinnlichkeit unmittelbar bei sich selbst ist und so, aber ganz incognito, gegen die Lehre polemisirt, welche in der Natur oder Sinnlichkeit nur das Anders- und Außerlichsein des Geistes erblickt. Das Mittelglied, der Terminus medius zwischen dem Hohen und Niedrigen, dem Abstracten und Concreten, dem Allgemeinen und Besondern ist nach ihm praktisch die Liebe, theoretisch der Humor; die Liebe verknüpft den Geist mit dem Menschen, der Humor die Wissenschaft mit dem Leben, die Liebe ist selbst Humor und der Humor Liebe. Den Humor eben, der übrigens keineswegs nur in gemüthlichen Späßen oder in willkürlichen Verknüpfungen und Unterbrechungen besteht, überhaupt aber auch dem Gebiete der Wissenschaft nur nach seinen wesentlichen Eigenschaften geltend gemacht werden kann — diesen Humor in die Wissenschaft einzuführen, war sein Bestreben, wie er sagt. „Das Bild hat bei mir nicht die Bedeutung des Auswuchses üppiger Phantastie, die sich gedankenlos zwischen den Verstand und die Sache einschleift, die den Gedanken nur verschönern oder gar ersetzen soll, sondern das Bild ist bei mir die Sache selbst, aber im concreten Fall, der Gedanke selbst, aber zugleich als ein Gegenstand der Anschauung. Die humoristische Bildthätigkeit ist bei mir Methode des feiner selbst vollkommen mächtigen und bewußten Gedankens. Sehr häufig sind freilich Wit und Fantastie da, wo sie nicht in ihrem eigenen Elemente, dem der Poesie, sind, nur Vitia splendida, nur Lückenbüsser des Gedankens. Etwas anderes ist es dagegen, wo sie die Früchte der Erkenntniß sind, denen nur die innere Reife den reizenden Farbenschmuck der Schönheit aufgedrückt hat, wo es nicht das Feuer der Sinnlichkeit und die Glut der Begierde ist, die den ersehnten Gedanken in täuschenden Bildern zu erfassen strebt, sondern die Glut des vollendeten Genusses, wo die Fantastie die Geliebte des Gedankens ist, die die selige Gewißheit, daß sie sein, daß Er ihr Wesen ist, dem Gedanken in freudetrunknen Blicken entgegenstrahlt. So sind Wit und Fantastie nichts weiter, als der sich selbst erkennende und klar durchschauende Gedanke, der sich freiwillig zum Bilde entäußert, der sich anders ausdrücken könnte, wenn er wollte, der nur aus Ironie unter der

Maße des Scherzes und Wildes den Ernst der Wahrheit verbirgt. Ein wesentliches Attribut des Gedankens, der sich so ausdrückt, ist aber der Humor, der jedoch hier keine andere Bedeutung hat, als die, daß er der Privatdocent der Philosophie ist."

Hat der Humor für Feuerbach die Bedeutung eines Privatdocenten der Philosophie, so ist dies der Humor davon, daß er es auch selber nicht über den Privatdocenten hinausgebracht hat. Man könnte eben hier es bedauern, daß Feuerbach nicht durch eine bestimmte Lehrstelle an einer Universität genöthigt worden ist, sich zu zügeln und seinen unruhigen Privatdocenten förmlich zu Hause zu lassen. Allein es war eine nothwendige Fügung: Feuerbach taugte nicht für das Katheder; Wig, der Zwerg unter dem würdigen Professorentalar — „wo sich nur ein Fältchen ruckte, Wig hervor mit Lachen guckte."

Ist Methode in dieser scheinbaren „Tollheit“ seiner Feder, und seine Methode die: Empirie und Speculation, aber nicht den Stoff, sondern das Element, d. i. die empirische Thätigkeit mit der speculativen Thätigkeit zu verbinden, so ist das Verbindungsglied dieser beiden Gegensätze, die Skepsis oder Kritik, ebensowohl gegen das nur Speculative, als das nur Empirische, so ist es nicht die Methode, welche Resultate schafft. Bei diesem ruhelosen Hin- und Wiederstreben, diesem unaufhörlichen Frontemachen gegen das Verschiedenste, in dem stetigen Abwehren des irgendwie Ausschließlichen und Einseitigen wird die Munition verschossen, ehe es zur eigentlichen Hauptschlacht kommt. Das Kleingewehrfeuer des Wizes schadet viel, und der hat immer etwas gewonnen, der die Lacher auf seiner Seite hat, aber für den Punkt und Augenblick, da es Ernst wird, muß schweres Geschütz und schwere Reiterei in gemessenem Schritte einherdonnern. Feuerbach's Methode ist also nicht die gute, nicht die rechte, um zu einem positiven Ziel zu kommen. Verbindung bloß der empirischen und speculativen Thätigkeit durch die Kritik oder Skepsis ist schließlich nichts als bloß negatives, kritisches Verhalten gegen Empirie und Speculation; in diesem bloß negativen, bloß abwehrenden, verzehrenden Thun geht Feuerbach's Wirken vollständig auf und es kommt nichts dabei heraus.

Nur wo Positives zu Tage kommt, ist ein Anschluß von Anhängern oder Schülern möglich. Die bloße Negation macht keine

Profelyten. Affen gibt es freilich allenthalben. Nie und nirgends aber erstanden reformatorische, die Menschheit wirklich weiter bildende Genien an der Hand der bloßen Negation, der bloßen Leidenschaftlichkeit des Zerstörens. Nie zwar hat in ihnen das „Eiferartige“, wie es Plato nannte, gefehlt, selbst Christus wußte die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel zu werfen, aber bei allen bekundete die Ruhe, Sicherheit und Stetigkeit, welche ihre Erscheinung, ihre Thaten und Worte charakterisiren, daß ein wirklicher, in sich beschlossener, ihnen gegenständlich gewordener Gehalt ihre Brust erfüllte, vermöge dessen sie mehr gaben, als sie nahmen, und darum das Jahrhundert und die Welt bezwangen.

Ich wollte wünschen, Feuerbach könnte recht viele wirkliche Anhänger um sich sammeln, mir wäre nicht bange um Himmel und Erde, um Religion und Sitte, beide müßten am Ende nur gewinnen. Aber „Gottlob“, wo nicht „leider“ gibt es wenige Feuerbachs heute, zu dieser unserer schlappen, naturlosen, verkrüppelten und verzweigten Zeit der Fräcke und Maschinen. Wer seine Ansichten theilen wollte, müßte auch so gesund, lebenskräftig, sinnlichfrisch, geistesfreudig sein, wie er. Mit vollem Rechte mag er von sich sagen: „Le style c'est l'homme même; wie viel erst die Methode!“ Ist er selbst seine Methode, so kann sie auch nur von ihm getrieben werden. Lesen ihn Viele, so verstehen ihn Wenige und stimmt mit ihm im Herzensgrunde Keiner überein. Weil aber sein Denken und Lehren so durchaus subjectiv und individuell ist, so wird er wohl schwerlich anders, denn als ein glänzendes Meteor vorüberziehen.

Ich kann nicht denken, daß dieser Vulkan so leicht ausbrenne, von Zeit zu Zeit wird er die Glutbäche seines Innern unter Blitz und Wetterleuchten ausströmen, auf der Lava, wenn sie erkaltet, wird einst noch manches Korn und manche Rebe sich bauen lassen, aber unmittelbar zum Heile des Jahrhunderts wirken wird er nie, dazu fehlt es ihm an Objectivität, an einem Inhalt, der ihm Ruhe und Stetigkeit abgewänne.

Wenn aber Feuerbach der Mann des objectiven, positiven Inhaltes wäre, so würde sicherlich seine Arbeit eine andere als philosophische sein. Er ist philosophisch nur um das, was Philosophie ist und sein will, zu negiren. Und er negirt es nicht schrittweise mit der Widerlegung der Dialektik, sondern sprungweise mit der

Widerspiegelung des Humors. Das aber, was ihn immer aus dem Strome ruhiger Entwicklung auftauchen läßt, was ihn immer wieder aus der dunklen Tiefe des Gedankens in die lichte Erscheinung des farbenvollen Bildes aufschnellt, was ist es anders, als — sein poetischer Genius. Und darin ist er Franke. Wohl liebt es auch dieser deutsche Stamm, in die Tiefen von Natur und Gottheit sich zu versenken, den finstern Räthseln des Bestehens nachzuspüren, nach dem Ausgang ins ewige Licht zu forschen — aber weniger im Element des reinen Gedankens, als im Element der Anschauung, weniger auf dem Wege der Begriffs-, als auf dem der Welt- und Lebens-Dialektik. Die Natur, die Geschichte, das Herz geben ihm die lichten Bilder, in denen sich die Geheimnisse der Ewigkeiten auf die ihm vernehmliche Weise spiegeln. Ich habe es in den frühern Briefen über Schwaben und Franken auseinandergesetzt, wie das Organ des fränkischen Genius vorzugsweise die Fantasie ist, wie er darum minder für die Philosophie als für die Poesie genaturt ist. Sein offener Sinn für alle Weiten und Breiten der Natur ist der willige Diener für die huldreiche Herrin. So hat Franken dem nachbarlichen Schwabenstamme keinen Philosophen entgegenzustellen, aber es hat einen Göthe, einen J. Paul, einen Fr. Rückert zum Ersatz. Sie alle sind in ihrer Art Philosophen und Denker, meistens nur zu viel für die Realitäten, welche die Poesie verlangt. Aber Göthe wollte sich nie und nimmer ein System vor seine freie Aussicht in Natur und Welt und Menschheit „hinpfählen“ lassen; Jean Paul und Rückert fliehen vor dem starren Gedanken immer in das weiche, faßlichere Bild zurück. Der Naturfönn, die Fantasie, der poetische Genius ist es denn, der auch unserm Feuerbach die philosophische Palme entreißt.

Darf ich den schwäbischen Philosophen Schelling, Hegel, Wagner die drei fränkischen Dichter Göthe, J. Paul und Rückert gegenüberstellen, so mag ich auch für Feuerbach eine in meinen frühern Briefen charakterisirte schwäbische Erscheinung entsprechend finden. Auch einen noch jungen Mann, der zwischen Philosophie und Poesie in der Mitte steht, der, wenn er dichten will, denken muß und wenn er denken will, dichtet, der Poet genug ist, um sich sein Philosophiren zu verderben, und Philosoph genug, um sich sein Dichten zu zerstören. Ich meine den sonst freilich nicht so bedeutenden und originellen,

nicht so naturfrischen und von leiblicher und geistiger Gesundheit strotzenden Gustav Pfizer, der mit seiner philosophischen Natur ebenso in die Poesie übergreift, als Feuerbach mit seiner poetischen Natur in die Philosophie. Zum Philosophen hat Feuerbach zu viel Lust am Unmittelbaren, zu viel Natursinn und einfaches Lebensgefühl, zu wenig Kathedergeduld, zu wenig Sitzfleisch. Zum Dichter hat er zu viel Lust am Zerlegen und Zerstören, er pflückt das holde Maienblümchen am Ende doch nur, um es zu zerpfücken, und an ihm, dem Monocotyledonen, die Dicotyledonen zu negiren. Was der Brutwärme eines mild ihm entgegenschlagenden Herzens bedarf, um ein eigenes Leben zu erlangen, muß an der Blut des Feuerbachschen Herzens sich versengen. Wann so der Philosoph den Dichter und der Dichter den Philosophen in ihm aufzehrt, so bleibt am Ende freilich wenig übrig außer dem einzigen Manne, Ludwig Feuerbach genannt, der mit unverwüßlichem Appetite fort und fort sich jene beiden schmecken läßt.

Und nun wir uns aus seinem geistigen Wirken das geistige Bild des Mannes gewonnen, soll zur Vollendung des Gemäldes Feuerbach selbst in leibeigener Gestalt ein Stündchen sitzen. Der schönste Sommer-Sonntagmorgen zieht über das alte freundliche Nürnberg herauf, wir verlassen die heimlich und traulich uns grüßenden engen, aber reinlichen und wohnlichen Straßen mit ihren malerischen Giebeln und lieblichen Erkern zu guter Stunde, um noch vor Mittag nach Bruckberg zu kommen. Zur rechten Seite der Hauptstraße von Nürnberg nach dem 8 Stunden südlich entfernten Geburtsort Uzen, der Ruhestätte Caspar Hauser's, dem alten Markgrafenstzge Ansbach folgen wir einem kleinen in die Rezat heranstießenden Bache, der Viber, die sich durch ein schmales, sanftgemuldetes Wiesenthal anspruchslos und still wie der abgelegene und durch Wald umschlossene Thalgrund, heruntersehängelt, fleißig Mühlen treibend, manchem Dorf und Weiler die Sohlen nezend und den Wanderer mit allem, was das Aug' ergötzt, erfreuend. Auf die großen Erinnerungen vergangener Tage der alten Kaiserstadt und den behenden Lärm ihrer regen, gewerbsfleißigen und kaufmännischen Gegenwart spricht es uns so traulich in diesem stillen Wiesenthale zum Gemüthe, und wenn es wie heute Sonntag Morgen ist, und die Glocken klingen, und die frischgeputzten Mädchen, die heitern

Burschen und hinter ihnen Väter und Mütter in würdigem Sonntagsstaat, das Gesangbuch unterm Arm, durch ihre beblumten Felder zur Kirche wallen, wenn hinter uns noch weithin der Gesang der Gemeinde auf den Tönen der Orgel sich durch die reinen, ruhigen Lüfte schwingt, wenn weiterhin aus dem Giebel einer alten Kirchenruine durch die leeren spitzbogigen Fenster blauer Himmel und grüne Blätter schauen, so muß es in uns Sonntag sein, und alle Gedanken und alle Sinne drängen sich zu stillem, seligem Gottesdienst.

Kann hier in solcher Wald- und Wieseneinsamkeit, so fragen wir, kann in solcher einfach den Gott im stillen Säuseln der Blätter, im Blühen und Dufsten der Blüten, im Schmetternden der Lerche, im Gesumse der Biene, im Gezirpe der Cicade predigenden Umgebung ein Geist der Hölle, ein Geist des Gottlosen und Wüdergöttlichen hausen? Unmöglich! Ein solcher geht heute nicht mehr in die Wüste der Einöde, er geht in die Wüste der rauschenden Städte, in die Wüste der um Geld und Gut, um Namen und Ehre in Neid und Haß, um die Götter des Bauches und um Mammon, und leider auch um Theologie und Religion in Erbarmlichkeiten sich verzehrenden, ihre hoffnungsvollsten Kinder dem Moloch der Zeit in die von Gierde und Leidenschaft brennenden Arme werfenden Gesellschaft. Wer aber in die Einöde fliehet, das ist ein Geist der Wahrheit und Freiheit, der die Lüge, die allherrschende, und die Knechtschaft, die alldulbende, flieht, das ist ein Geist, der frische Luft, hellen Sinn, klares Auge ohne Brille und Spernglas verlangt, der den falschen Aufspuz, die gleißnerische Schminke einer sich selbst um ihre theuersten Interessen belügenden Zeit haßt, der diesen Affengeist verachtet, der heute von dem Franzosen sein Leben und seinen Geist, morgen von dem Engländer sein Geld, seine Maschinen borgen will, mit einem Worte, es ist ein Geist, der von dem bloß supernaturellen Deus ex machina nichts betteln und dem materiellen Deus in machina nichts opfern will.

Mittag ist nahe herangekommen, indem wir so finnen und wandern, die Hitze will drückend werden, wir sehnen uns nach dem Ziele der Wanderung, da erscheint durch Bäume und Holz hindurch links auf einer kleinen Anhöhe, durch den Bach von den Hütten und Häusern zu seinen Füßen geschieden, das alte Jagdschloß, der Markgrafen von Anspach, das dem Weiler Bruckberg Namen und

Geschichte gab. Markgräfliches Jagdschloß — was knüpft sich an solchen Namen nicht alte Romantik von Jägerlust auf Hirsch und Eber, und auf manches edlere Wild, das sich in süßem Garne fangen läßt, von Falken-, Beiz- und Minnedienst. Aber gut, daß wir, ich meine wir, die wir Untertanen der Markgrafen von Ansbach waren oder von solchen geboren sind, nichts von Ansbach-Baireuthischer Romantik wissen, es sei denn von den Sauhegen, von dem Pferde-zu-todt-Reiten, von den Gestüthen, von der Hundezucht, und ganz absonders von dem Galgen, an dem der letzte kleine Tyrannen unbedeutendsten Dieb neben dem Vatermörder baumeln ließ, um seines Namensvetters, Alexanders des Großen würdig zu werden. Nach dessen Tode erbte bekanntlich Preußen, in dem damals noch der Korporalstod, der Zopf und die Kamasche im schönsten Flore standen, das Ansbach-Baireuthische Fürstenthum, und für es war die Erbschaft weder zu romantisch noch zu poetisch. Also gut, sagte ich, daß wir nicht mehr nach dem Hallo der Jäger und dem Echo der Hörner lauschen, so treten wir ungeirrt und ohne Leib näher und sehen das im ganz einfachen Stile gebaute dreiflügelige Schloß sammt den Nebengebäuden, das in eine Porcellanfabrik umgewandelt ist, welche ein in Literatur und Philosophie gut bewandter, lebenskräftiger und völliger Mann, der Schwager Feuerbach's, besetzt und leitet.

Köstliche Ironie, daß Feuerbach den Dertern entflieht, wo den Göttern der verblasteten Welt geopfert wird, um dahin zu ziehen, wo man die Opferschalen dazu fabrizirt, vor allem buntgeschmückte Kaffeeschalen. Doch ein Trost ist nahe. Konnte der Mensch niemals seinem Geschick und seinem Gott entfliehen, verfolgt nun vollends heute der Gott der Zeit auf den Flügeln des Dampfes den armen Flüchtling über Meer und Land bis in die geheimsten Schluchten und Klüfte, daß von ihm wenigstens die geschäftigen Menschen das Wort empfinden: „nähmest Du die Schwingen der Morgenröthe und flögest an die Grenzen der Erde, siehe, ich bin Dir nahe;“ — kann also dagegen selbst für den feurigsten Geist keine Rettung sein, seitdem die Erfindung des Satans das Feuer mit dem Wasser zusammenschweißt, um die beiden herrlichen Elemente als fahle, todt Schwaden, gespenstig-klaffe Nebel und Dünste dem leeren, nimmer-satten, ewig nach Wirklichkeit und Leben gähnenden Gott der un-

tern Welt zu opfern — nun, Feuerbach läßt die großen, mit Rosen und Bergfameinicht bemalten Schalen dem nichtsmüthigen, schlaff gewordenen europäischen Leben, überläßt es dem armen Volke, das Wein und Brod nicht kaufen, jedenfalls mit seinen schlappen Mägen nicht vertragen kann, daraus sein Gemisch von Kaffee, Kunkelrube, Cichorie und — Kuhmilch zu trinken, er aber setzt sich auf den Divan und schenkt seinen reinen, schwarzen, klaren, natur- und gottvollen Mokka ohne Interpolation von Milch und Zucker in die kleinen, zollhohen Kaffeetassen, von denen eben aus dieser Fabrik jährlich so viele Tausende gegen Morgen in die Gemäcker der seltsamen Osmanlis wandern.

Uebrigens ist der Betrieb dieser Fabrik geräuschlos genug, um, während unten für die Freuden der Gegenwart gemodelt, geformt, gebrannt und gemalt wird, oben den Demosthenes im Entwurf seiner Philippika gegen diese gott- und geistlose Gegenwart nicht zu stören. Die Stille des Thales bleibt auch am Werkstage, Garten aber und Wald, Wiesen und Feld und hochgeschlungene, vieldeutige Hopfen sind nahe genug auf jedem Schritt, den man zum Hause hinaus macht, schauen freundlich genug in jedes Fenster des schön gelegenen Schlosses herein, daß der Eindruck von ländlicher Ruhe und Einfachheit auch durch ein lautes Handthieren nicht wohl gestört würde.

Wir sind die kleine Anhöhe hinangegangen, durchschreiten den blühenden, stichlich unter einem herzlichen, befreundeten Gärtner stehenden Garten voll Blumen und Büschen, der von dem Hufeisen des Schlosses umfassen, an die Stelle des frühern Schloßhofes getreten zu sein scheint, und gehen durch die Gänge und Corridore des ersten und zweiten Stockwerkes, bis ein paar muntere Kinder uns die Thüre, zu der wir wollen, bezeichnen.

Wie sieht wohl Ludwig Feuerbach aus? Ziemlich beleibt, groß, frisch und roth, wie die Natur ihre Lieblinge und Liebhaber zu schaffen und zu erhalten pflegt? Müßte doch Justinus Kerner, der Geistessehner, dürr und eingefallen, mit tiefen Augenhöhlen, blaffen Wangen, vorgebeugter Haltung, ein Bild seiner gespenstigen Kameradschaft sein! Kerner aber freilich ist rund, dick und bedeutet, was man nur sonst unter Saft und Blut, von Kraft und Leben, vor dem die Geister fliehen, verstehen mag. Feuerbach nun ist zwar

nicht zersezt und abgethan wie Hieronymus in der Wüste, das verhaltene, nur stoßweise sich Luft und Bahn machende Feuer, das in dem Vulkan seines Innern glüht, hat die Lebenskraft ihm nicht verzehrt, der Groll gegen eine in blasser Gottseligkeit und unnatürlicher Gottlosigkeit verdorbene Welt hat seinen Blick nicht verwildert, seine heitre Stirne nicht zerwühlt; aber in dieser untersezten, nichts weniger als beleibten Figur, in diesem scharf gebildeten Kopfe, in der entschiedenen Stirn, in diesen tiefen blauen Augen, in diesem braunen, straffen Schnurrbart, der die Oberlippe deckt, und sammt dem leicht um den Hals geschlungenen Tuche, dem leichten, kurzen Röckchen, was eher einen Kriegs- oder Jägermann, als einen Philosophen in dem Inhaber vermuthen ließe, zumal aber in dem entschiedenen, lebendig, obgleich selten hervorgestoßenen Wort erkennen wir wohl den Feuerbach, den Mann des Gedankens, der Entschiedenheit, des Ungestüms, wenn es einmal daran geht, des innern Gährens und Lebens, der gesunden, compacten, von einem überlegenen Geiste gefasteten und beseelten Natur, welche in sich gefestet jeden Augenblick zum Geben und Nehmen, zum zweischneidigen Worte und zum frischen, scharfen Genuß der Sinne sich entbinden kann.

Und nun zum gastfreundlichen Willkomm ein Krug guten bairischen Bieres aus dem frischen Fasse im kühlen Keller — oder beliebt eine Flasche edlen Main- oder Tauber-Weins eher? — nun lassen wir die Sonne draußen brennen, lassen den Berlinern ihr Weißbier und ihren Fusel, und stoßen fröhlich an auf das Leben aller Schurken dort draußen in der Welt. Was sonst in Feld und Garten Frisches, Scharfes und Pikantes, Ganzes und Einlappiges grünt und blüht, ein holdes Maienblümchen erst, dann ein tüchtiger Rettig, ein saftiger Spargel, der mag in Salz und Essig und Pfeffer sich guter Kundschaft freuen . . . dort aber liegen auf dem offenen Klaviere heitere und ernste Noten, wie der finstere Dämon oder der lichte Engel, der des Denkers Stirn umflattert, es eben verlangt: vielleicht das „Freut Euch des Lebens“ neben dem „de profundis“ . . . Und dann ein Gang in den nahen Wald unter die Lieblingsbuche oder auf das weiche Moosbette unter der hohen Fichte; nach der Rückkehr schlürfen wir in der Gartenlaube — wir wissen schon aus einem kleinen schmucken Täschchen, wenn's uns Freude macht, den gewürzigen Trank . . . Zum Schluß, wenn's gefällig

ist, eine gute Prise Pariser; sodann theilt unser Wirth und Held uns vielleicht ein Stück von seinen Thesen zur Reformation der Hegel'schen Philosophie und Lutherischen Theologie mit — o, die Universität Wittenberg ist aufgehoben, der Professor, der an die dortige Schloßkirche die fünfundneunzig Sätze der Reformation annagelte, ist todt, L. Feuerbach ist nicht über den Privatdocenten hinausgekommen, und Bruckberg hat zwar ein Schloß, aber keine Kirche . . . was unsere Zeit so krank macht, Schlösser gibt es wohl, aber keine solche Kirche, von der das Wort des Lebens in alle Weltlichkeit wieder ausgehen könnte. Bauen wir eine Kirche, so baut jetzt eiliger als je der Teufel eine Kapelle daneben; laßt sehen, ob es besser komme. Jeder in seiner Art sehe, ob er helfen könne, es besser zu machen. Feuerbach sucht es in seiner Weise mit frischem Quellwasser und verzehrendem Gedankenfeuer; kalt Wasser mag unsere Zeit nicht leiden, es muß lau, noch besser Dampf, also weder Wasser noch Geist sein. Vielleicht, daß ein anderer, nicht so verneinender Geist, der ruhiger zu Wege geht, den Stab an die rechte Stelle schlägt, wo die Wasser des neuen Lebens entspringen mögen. Feuerbach ist der Mann nicht, vielleicht aber ist es überhaupt nicht ein einzelner Mann, sicher aber wohl nicht eher die Zeit des Heiles, als bis die Sturmflut des Unglücks wieder das versumpfte Leben aufspießt, und die Menschheit, im Feuer der Trübsal von den Schlacken der Aftersbildung gereinigt und geläutert wieder frisches, lauterer Wasser aus Gott und seinem ewig festen Worte, das nur ergriffen und verstanden sein will, um Geist und Leben zu sein, zu suchen und zu finden weiß . . .

Solche Gedanken tauchen in uns auf und nieder unter den Anschauungen und Betrachtungen des heutigen Tages, der uns einen so seltenen Mann vorgeführt hat. Ein Mann, ein Mensch im vollen Sinne des Wortes zu sein, das bleibt unserem Feuerbach; — fehlt ihm zu den fünf Sinnen nicht der Geist, zum Geist nicht die Seele, die sich an allem Lebendigen, an Natur und Schöpfung erfüllt, erglüht er im Forschensdrange, ist Wissenschaft, Kunst, Sittlichkeit ihm heilig — mag er die Religion nicht, weil er die Pfaffen haßt, will er Gott nicht draußen wissen, weil er ihn in der Natur und im Busen fühlt, schilt er die Bibel, um die Mystiker zu loben, ist er in seiner Weise unchristlich, aber fromm, unbiblisch, aber reli-

